Das rechte Wort.

Gedanken über den sprachlichen Ausdruck von Adele Hindermann.

„Die Sache ist sehr einfach" — so erklärte einmal ein bedeutender Klavierspieler sein Können gegenüber einer etwas lästigen Verehrerin, „es kommt in der Hauptsache darauf an, immer zur rechten Zeit den Finger auf die richtige Taste zu legen."

Das scheint in der Tat sehr einfach zu sein. Nur — können muß man's. Und wenn man's kann, ist man immer noch kein Künstler, wohl aber sind die Ausdrucksmöglichkeiten geschaffen, deren eine Kundgebung, welcher Art immer sie sei, nicht entraten kann.

Zur rechten Zeit die richtige Taste anschlagen —

Auch unsere Sprache ist ein tönendes Instrument, ein wundervoll feingefügtes, auf dessen Tasten eine ganze Menschheit herumklimpert, Milliarden von Lebewesen, die immer einander „etwas zu sagen" haben, bis der Schlaf oder der Tod ihnen die Lippen schließt.

Ein Monsterkonzert, in dem jedweder zur Mitwirkung zugelassen ist; kein Wunder, daß da Dissonanzen zum Himmel schreien, daß falsche Noten das Ohr beleidigen, daß täppische Finger so bedenklich oft daneben greifen und Tasten zum Anschlag bringen, die besser stumm geblieben wären bis — zur rechten Zeit, bis sie mitschwingen sollten als notwendiger Bestandteil einer bestimmten Harmonie.

* * *

Daß wir Menschen in der Sprache die einzige Brücke von Kopf zu Kopf, von Seele zu Seele besitzen, das macht die Frage ihrer Handhabung zu einem Gegenstand, der schlechtweg jeden von uns sehr ernstlich angeht.

Nicht um ästhetischer Werte willen. Ich möchte im Gegenteil diese Seite der Sache hier durchaus unberührt lassen. Eine Betrachtung, die den Versuch macht, einem Interessengebiet ganz allgemeiner Natur behutsam nahezukommen, tut gut daran, Worte zu vermeiden, wie etwa — Aesthetik.

Es gibt Leute, die unrettbar dabei gähnen müssen, sie verbinden mit diesem Fremdwort die unklare Vorstellung von etwas Verstiegenem, das sich in scharfem Gegensatz zu ihrer „Schlichtheit" stellt; sie würden — an dieser Stelle über „Aesthetik" stolpernd — mir kurzerhand den Rücken kehren und weitere Verhandlungen energisch ablehnen, unter Hinweis auf ihr gutes Recht, zu sprechen, „wie ihnen der Schnabel gewachsen ist".

Eine Attacke auf dieses gute Recht habe ich nicht vor. Ja, ich gehe noch weiter: ich nehme dies Recht für jeden von uns in Anspruch, wobei allerdings die jeweilige Beschaffenheit der Schnäbel erst die eigentliche entscheidende Frage aufwirft: sind sie imstande, den Bedarf an Ausdrucksmitteln wirklich zu decken?

Da steckt's; da spricht die handfeste Wirklichkeit ihr gewichtiges Wort.

Verstanden zu werden — das ist die natürliche Absicht eines jeden, der die Lippen zum Sprechen öffnet. Mag er sich ein Beefsteak bestellen, „rasch gebraten mit Zwiebeln", mag er seine Liebe erklären, mag er „um Feuer" bitten, um „Gedankenfreiheit" oder um Gehaltszulage, mag er Segen sprechen oder Fluch über seinen Mitmenschen, mag er dem Nachbar einen Morgengruß herüberrufen oder das zündende Wort des Aufruhrs in erregte Volksmassen schleudern — verstanden will er werden in vollem Umfange.

Was die Schallwellen seiner Rede in hörbaren Lauten anderen Individuen übermitteln, soll um ein Haar dem Gedankenbild hinter seiner Stirn entsprechen. Gleichgültig, ob das zu Sagende objektiv wahr oder unwahr ist, seine sprachliche Gestaltung hat sich unbeirrt dem Zwange des Wollens nach einer bestimmten Richtung hin zu unterstellen. Vollendete Nachschöpfung einer oder einer Reihe gedanklicher Vorstellungen — das ist die hohe Aufgabe unserer Sprache.

Sie ist ihr gewachsen. Noch nie versagte sie. Unermeßlichen Geisteswerten, weltumspannenden Weisheiten hat sie lebendiges Leben, ja Unsterblichkeit verliehen. Sie hat ein flammendes Gewand für den Zorn und wird nie müde, auf weichen Schwingen das Glück zu tragen, von Seele zu Seele. Sie ist es, die des „Ich's" beengende Grenzen sprengt; ja daß wir eine Menschheit sind, und nicht Millionen nebeneinander existierende Einzelwesen, unserer Sprache danken wir es, die in unablässiger Ueberleitungsarbeit jene tausendfältigen Beziehungen der Menschen untereinander spinnt, ohne die der Begriff „Wir" überhaupt nicht denkbar wäre.

Sie stellt sich willig in eines jeden Dienst, unsere Sprache. Aus ihrem überreichen **Wortschatz kann** sie jedem Ergebnis eines Denkvorganges eine Hülle bieten, die sich vollendet seiner Eigenart anpaßt; was immer im menschlichen Hirn geboren wird, es findet in diesem Schatz alles, was es braucht, um genau jenen Ton lebendig zu machen, der dem bestimmenden Klange innerhalb der Gedankenwerkstatt entspricht.

Der Schatz ist da, der reiche Schatz der Worte, er braucht nur gehoben zu werden. Und das ist die Arbeit, die uns selbst zu verrichten bleibt: aus der verschwenderischen Fülle des Vorhandenen just das Wort herauszufischen, das seine Bestimmung Gedachtem Ausdruck zu geben, am vollkommensten zu erfüllen geeignet ist.

Daß nicht nur ein Wortbild, sondern eine ganze Anzahl Ausdrucksformen für diesen oder jenen Gedanken anwendbar sind, daß ferner ihre Anordnung zum Satzgefüge wiederum der persönlichen Wahl einen weiten Spielraum läßt — das sind Umstände, die der Treffsicherheit des Sprechenden allerorten Fallen aufstellen. Denn: nicht an der Knappheit des Wortschatzes scheitern wir im allgemeinen, mit unseren Bemühungen um die Sprachkunst, sondern an seiner Vielgestaltigkeit. Davon wissen die „schreibenden Leute" ein kläglich Lied zu singen. —

Darf ich an dieser Stelle ein wenig aus der Schule schwatzen?

Wenn meine nachdenkliche Betrachtung über unser Verhältnis zur Sprache sich auch durchaus nicht auf jene wunderlichen Menschen beschränken möchte, die keinen weißen Bogen Papier sehen können, ohne ihn voll zu kritzeln, so steht der Schriftsteller immerhin, dem Wesen seiner Tätigkeit nach, im Kampf um die Ausdrucksmittel an erster Stelle.

Abgesehen davon, daß er moralisch verpflichtet ist, das feine Instrument der Sprache einigermaßen glimpflich zu behandeln: es gründet sich die ganze Art seines Schaffens auf der Umprägearbeit des Gedankens zum Wort. Sein eigenes Interesse zwingt ihn, für den Betrieb hinter seiner Stirn ein Sprachgewand zu finden, das dem noch Ungreifbaren bestimmte Form verleiht, sich seinen Linien weich und doch fest anschmiegt — kurz, ein sprachliches Spiegelbild seiner geistigen Vorstellung.

Und so können Momente kommen des heißen Ringens um das rechte Wort, das — einzig rechte. Es umschwebt uns mit ihm, sie drängen sich vor wie lästige Fliegen, sie, die vielen „allenfalls anwendbaren" Wortgewänder von mangelhaftem Schnitt, die um meinen Gedanken, eben diesen Gedanken schlottern würden wie fertig gekaufte Kleider um manche Frauengestalt.

Wer diesen stummen Kampf einmal gekämpft hat, wer je ein bißchen Elternzärtlichkeit für sein Geisteskind besaß, das er nicht anders als adrett gekleidet in die Welt hinauszuschicken sich entschließen konnte, wer je verzagt die Feder sinken ließ und es aufgab, das rechte Wort zu erhaschen, diesen neckischen Kobold, der ihm sozusagen auf der Nasenspitze herumtänzelt — dem wird das ausgleichende Schicksal auch schon jenen Moment triumphierender Freude, aufatmender Befreiung gegönnt haben: wenn er seine Beute endlich erwischt, den Kobold am Schlafittchen hält und ihn mit wohligem Behagen an der eigens dazu bereitgehaltenen tintenfeuchten Federspitze aufspießen darf!

Eine tiefinnerliche Freude dieser Augenblick, ein kleiner Trost für jene Stunden, da uns erbarmungslose Druckfettern all unsre Sünden gegen die Ausdruckskunst höhnisch vor Augen halten. Denn Sünder sind wir allzumal — die da schriftlich und die da mündlich sprechen, und müssen unsrer Sünde Folgen tragen.

Die einen zwickt ihr künstlerisches Gewissen, wofern sie ein solches haben; die andern sehen sich allen Konsequenzen ihrer sprachlichen Mißgriffe rettungslos preisgegeben, wofern sie den Ehrgeiz besitzen, als geistig zurechnungsfähig zu gelten.

In diesem Sinne glaube ich mich mit der kleinen Indiskretion aus der Werkstatt der schreibenden Leute einer Abschweifung vom Thema überhaupt nicht schuldig gemacht zu haben; ja, ich möchte behaupten, daß die Wichtigkeit eines guten sprachlichen Ausdrucks schlechtweg für jeden Menschen allstündlich durch die Praxis bewiesen wird.

Aerger, Verstimmung, ja tiefe Zerwürfnisse, unter denen die Menschheit seufzt, sind nicht immer das Ergebnis unüberbrückbarer Verschiedenheiten zwischen den Charakteren, viel öfter hingegen ist tastende Unsicherheit und täppisches Ungeschick in der Wortwahl die Ursache schmerzlicher — und so überflüssiger! — Wunden.

„Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt —"

Böse? Als Ausdruck eines haßerfüllten Gedankens wäre das „böse Wort" sprachtechnisch richtig gewählt. Und doch hat die Erfahrung gelehrt, daß so ziemlich die Hälfte sämtlicher tagtäglich ungesetzter böser Worte auf einen waschechten Haß als Ursprung nicht zurückzuführen sind. Also Mißgriffe im Ausdrucke haben die andere Hälfte geschaffen, nur so — aus Versehen.

Ist das ein Trost, wo Wunden schmerzen? Wo erst am Wort, am unglücklich gewählten, der glimmende Haß sich entzündet, der vorher gar nicht da war? Wo eisige Entfremdung sich zwischen zwei Menschen schiebt, die ihrer ganzen Gesinnung nach bestimmt waren, Hand in Hand zu gehen? Wo eine vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit zur Verständigung ergebnislos vorüberrauschte, nur weil man einander nicht begriff, weil kein Finger die eine einzige Taste anschlug, die danach schmachtete, ihrer Stummheit ledig zu werden, sie, deren klarer Ton überzeugend das gesagt hätte, was ein ganzer Schwall von Worten vergeblich zum Ausdruck zu bringen trachtete?!

Ja, wer sie immer fände zur rechten Zeit, die richtige Taste —

Einen Talisman besäße er, der ihn sanft um des Lebens harte Ecken und Kanten herumführte, und ein Alexander-Schwert trüge er in der Hand, das mit einem Hieb jeden gordischen Knoten aus der Welt schaffte. Den schwierigsten Situationen gegenüber dürfte er lächeln in wohliger Sicherheit, er, der Herr und Meister der Sprache, der immer sagen kann, was er will.

Viel weniger braucht er zu sprechen, und viel schlichter, als der Sprachstümper, dem bei der kleinsten Schwierigkeit schon der Angstschweiß auf die Stirne tritt. Der Aermste nimmt den Mund so voll als möglich, die Masse soll es bringen; der Umprägearbeit eigener Gedanken in ein eigenes Wortbild fühlt er sich nicht gewachsen, verzweifelt greift er in den Schatz der Worte, die ihm „schön" erscheinen, rafft er an sich — daß es die Abgenutztheit ist, die sie blank erscheinen läßt, entgeht ihm —, auch daß eben die Flut der Worte schuld daran ist, wenn sein Gedanke rettungslos ertrinken muß. Und so gehen zwei auseinander, kopfschüttelnd, sie haben sich nicht verstanden.

Das kann ganz belanglos sein; das kann — über Schicksale entscheiden.

Stellen wir uns einen engen Kreis vor: die Familie. Noch enger: denken wir an Mann und Frau. Sie haben sich lieb, ihr Leben würden sie lassen füreinander; und dennoch — Gott hat nicht zwei Menschenhirne auf der Welt absolut gleich erschaffen — es kommen Stunden einer leisen Spannung, die Differenz zwischen dem Ich und dem Du macht sich geltend.

Verständigung tut not. Sie „sprechen sich aus".

Wem läuft da nicht ein heimlicher Schreck durch die Seele? Es gibt wohlgemeinte Aussprachen, die mit einem Schlachtfeld enden; wo in ungeschickten Händen zur schneidenden Waffe wurde, was linde zusammenzuführen berufen war: die Sprache.

Wir dürfen dabei ganz absehen von den Temperamentssünden, die etwa der Jähzorn auf dem Gewissen hat; die Unfähigkeit des einzelnen, seine seelischen Vorgänge in einem knappen, erschöpfenden Wortbild niederzulegen, sie ist in erster Linie schuld daran, wenn Geschosse durch die Luft fliegen, die keiner der beiden abzusenden gedachte. Und daß erstaunt schaut jeder auf die Wunden, die er schlug — nur weil er in seinen Ausdrucksmitteln immer so peinvoll daneben griff.

Ihnen wäre besser, sie besäßen jeder eine gut funktionierende aufklappbare Schädeldecke, durch die der andere hineinblicken und sich aus eigener Anschauung ein Bild holen könnte dessen, was da wirklich vorhanden ist, ohne die entstellenden Verzeichnungen ungeschickter Ausdrucksversuche.

Bis dahin stehen wir nach wie vor einen Augenblick vor der eisernen Notwendigkeit, eine möglichst restlose Verschmelzung zwischen Gedanken und Wort aus eigener Kraft zustande zu bringen.

Es wird weiter gesprochen.

Und da wir allzumal Sünder sind, wird des Mißverstehens kein Ende sein und des schwächlichen Eingeständnisses: „So meinte ich es nicht".

Es ist keinen Pfifferling wert.

Zurückgegebenes Lob.

Nachdem der Dichter Voltaire durch seinen erfolgreichen Kampf gegen die Grausamkeiten der französischen Kriminaljustiz wiederholt die Befreiung unschuldig Verurteilter bewirkt hatte, gingen ihm von allen Teilen der zivilisierten Welt ehrende Kundgebungen zu. Auch Friedrich der Große, obwohl damals bereits durch das bekannte Zerwürfnis mit Voltaire verfeindet, feierte die mannhafte Gesinnung seines ehemaligen Freundes und schrieb ihm, daß er seine — Voltaires — Miniaturstatue soeben eigenhändig auf ein Piedestal mit der Inschrift „Viro immortali" (Dem unsterblichen Manne) gesetzt habe. Nur mit einem einzigen Satze antwortete der geistvolle Dichter: „Sire, Sie weisen mir ein Gütchen in Ihren Domänen an."

Tage der Rosen.

Novellette von El-Correi.

Drei Jahre hindurch war sie ihm fast täglich begegnet. Erst trug sie fußfreie Röcke, und der schlichte runde Hut beschattete ein blasses Kindergesicht, auf dem noch der müde Ernst ungesunder Schulstubensorgen lag.— Allmählich wurde die Miene ausdrucksvoller, von Lebensneugier faß es auf der kleinen Stumpfnase und die jungfräuliche Gestalt bewegte sich mit Bedacht.

Endlich prangte Jugendblühen auf dem heiteren Antlitz und leuchtete Lebensfreude aus den blauen Augen. Sie war der verkörperte Sommer, wie sie so daherkam in hellfarbenem Kattunkleid; zu beiden Seiten ihres Weges Aehrenfelder und Sommerblumen, — über ihr Sonne und Lerchenjubel.

In violettem Dunste verschwammen die Konturen der zusammengedrängten Stadtbauten, denen sie — vom Vorort kommend — zuschritt. Nur hier und da blitzte in dem Dunste die gleißende Kuppel einer Kirche oder eines Handelspalastes auf.

Um Geld zu verdienen, ging das junge Mädchen täglich in die Großstadt. Sie fertigte Putz in einem Modeatelier. Und täglich begegnete sie ihm, wenn er seinen Verdauungsspaziergang machte. Das war mittags um ½2 Uhr. Er hatte während der Vormittagsstunden auf dem Gericht gearbeitet, dann sein Diner im Weinrestaurant eingenommen, um hiernach in Begleitung seines Fibo, des höchst korrekt erzogenen Wachtelhundes, feldein zu schlendern. Er pflegte erst wieder um 3½ Uhr in seinem gewohnten Café zu erscheinen, woselbst er sich leibliche und geistige Genüsse zu Gemüte zog.

Der Verdauungsspaziergang war sehr von nöten, denn der Herr Assessor neigten zur Korpulenz und zu blasser Gesichtsfarbe.

Er hatte schon ein schweres Leben hinter sich. Seine Kindheit ward von den Unruhen gestört, die ein nach Gold und Orden jagender Vater um sich verbreitet. Die Jugend verkümmerte dann unter dem Schatten seines bürgerlichen Namens, der ihn bei jeglicher höheren Bestrebung hinderlich war. Endlich kam die bitterste Erfahrung: eine kleine Millionenerbin, die ihm der Vater mühsam ausspioniert hatte, bevorzugte einen andern! .... Daß man nach all solchen Schicksalen sein Genügen darin fand, seinen Berufsgeschäften nachzugehen und im übrigen die persönliche Ruhe und das eigene Wohlbefinden zu hüten, dürfte selbstverständlich sein.

Man wird nie heiraten! Die Erbinnen sind unzuverlässig und haben auch oft unbequemen Anhang.

Er sehnte sich auch nicht nach bürgerlichem Familienglück. Eine Frau mit der Morgenhaube, ein schreiendes Baby, Badewanne, Sorithlet oder gar eine Amme — puh! Wie unästhetisch!

Sein Junggesellenheim war dagegen klassisch! Sein Diener ein Gedankenleser. —

Ja! Er hatte alles gut in der Reihe, was zu seinem Wohlbehagen gehörte! — Nun gesellte sich gar zu dem nützlichen Zwecke seiner Mittagspromenade die angenehme Beobachtung eines reizvoll erblühenden Frauenzimmers.

Das sah ihn dieses Jahr auch so eigen schelmisch an, als wolle es ihn fragen: „Gefall ich dir?"

Erst — als er seinen neuen Sommerpaletot angehabt, den langen sackartigen — da hatte er einen Moment geglaubt, ein spöttisches Lächeln schwebe um ihren Mund. Sobald er aber das Monocle eingeklemmt hatte, fragten ihre blauen, warmen Augen naiv: „Gefall ich dir?"

Heute war er im Begriff, seinen Spaziergang anzutreten, da kam ihm eine Blumenhändlerin in den Weg, deren Korb war voll prangender Rosen.

„Noch sind die Tage der Rosen!" zitierte der Herr Assessor und kaufte einige der vollen, roten, duftenden Blüten, die Frage erwägend, was die Kleine für Augen machen würde, wenn er ihr dieselben darböte?

Er schmunzelte bereits vor sich hin — ein seltenes Ereignis bei ihm! Hm, so kleine Mädchen unter blauem Julihimmel, zwischen wachsenden Halmen und Mohnblumen, inmitten sonnigen Naturschweigens — hm!

Er hatte da auch kürzlich ein Schauspiel gesehen — er hatte damals darüber gelacht. Jetzt indessen schien ihm doch möglich, daß so ein junges Weib gar liebliche Ingredienzen in ein Junggesellenleben und — „nitimur in vetitum" — in eine Garçonwohnung zu bringen vermochte ..... So was von Lerchentrillieren, von sonnig wonniger Lebensfreude.

Was sie wohl zu den Rosen sagen würde? Unruhig schwenkte er das Stöckchen.

Da kam sie auch schon; sie hatte ihren roten Sonnenschirm aufgespannt und über ihrer schlanken hellen Gestalt lag ein rötlicher Schein, wie ein bengalischer Reflex.

Er klemmte flugs die Scherbe ein; als sie nahte, lüftete er den modischen Strohhut und reichte ihr die Rosen mit den Worten: „Mein schönes Kind .... Noch sind die Tage der Rosen!"

Erstaunt schauten ihre blauen Augen auf .... Im nächsten Moment aber griff sie lächelnd nach dem Strauß.

„Schönen Dank!" Und sie war schon an ihm vorbei.

Befriedigt sah er ihr nach. Der Anfang war gemacht! sie hatte die Rosen genommen. — Gott ja, warum auch nicht? Am Ende schaute sie sich schon längst nach einem vornehmen Verehrer um, der ihr ein wenig Glanz ins arme Mähmädelleben brachte .... Na, ja! Knausern wollte er wahrhaftig nicht! — — Tänzelnd schlenderte er weiter!

Das Mädchen mit den Rosen in der Hand ging indessen stracks der Stadt zu. Ein Lächeln lag auf ihrem frischen Antlitz. Ja ja, sie waren da, die Rosentage .... Vielleicht hatte der fette Geck davon gehört, daß — — Und er hatte ihr in einer kleinen Aufmerksamkeit Glück wünschen wollen.

Wie nett von ihm!

Plötzlich aber durchschoß es ihren Kopf, daß er auch nichts wissen könne und nur galant sein wollte. So allerhand Hintergedanken haben könne — — wupp! die Rosen flogen über die Hecke.

„Gut dann, daß ich ihm nun nicht mehr so oft begegnen muß — denn morgen — —"

Und sie zog den Handschuh ab und küßte ein schlichtes, goldenes Ringlein.

* * *

Andern Tags kamen der Herr Assessor wieder mit Rosen daher. Heute trällerte er sogar eine liebliche Melodie. Diese erstarb jedoch, als dem Herrn Assessor niemand auf dem Pfade begegnete. — Verstimmt trat er dann den Heimweg an und warf im Café dem Kellner die falsch gereichte Zeitung vor die Füße.

Am darauffolgenden Tage aber bekam der Gedankenleser die Titulatur „Esel" und Fibo erhielt einen Stoß.

Wo das junge Ding nur blieb? Die Unruhe warf sich ihm auf den Magen! — Dabei stellten sich immer häufiger Zeichen leichten Podagras ein ..... Wie gut könnte ihm da so eine kleine junge Person Aufheiterung bieten! Wo sie nur steckte?

Hatte sie am Ende — er lachte, daß sein aufgeschwemmter Leib wackelte — hatte sie am Ende eine Badereise angetreten?

Da aber kam ihm ein Gedanke: er sollte sich einen Badeaufenthalt gönnen! Sein Arzt würde es gutheißen. —

Gedacht — getan! Er reiste .... Aber Ende August war er schon wieder zurück. Er hatte sich nach seinem Heim, zum Gedankenleser und zu Fibo zurückgesehnt. Und — nach noch etwas.

Sie war ihm oft im Traume erschienen, die kleine Blühende. Und er hatte von ihren frischen Lippen einen Zaubertrank gesogen, den er vordem nie genossen. Den Zaubertrank, durch den das Herz ein jugendliches Aufschwellen empfand — eine innige Zärtlichkeit für alles Leben und alles Lebende.

In Wirklichkeit aber suchte er vergebens, ihr wieder zu begegnen. Sie schien nicht mehr nach der Stadt zu gehen! — Und eines Sonntags — eines sonnigen, heißatmigen Augustsonntags, wo alles Blütenduft und Roggenglanz war, da dehnten der Herr Assessor den Verdauungsspaziergang aus bis hinein in die Straßen des idyllischen Vororts mit den rotbedachten Häusern und den kläffenden Dorftötern.

Vielleicht sah er sie an einem Fenster, in einem Garten! Er schmachtete nach ihrem Anblick.

Jedoch, obgleich er fleißig Umschau hielt, er erblickte nicht die Gesuchte. Nur ein scheinbar neu erbautes, nettes Haus fiel ihm auf. An der glänzend lackierten Haustür hing eine Girlande aus Tannen und Papierrosen; ein Plakat „Herzlich Willkommen" schaukelte sich in dem obersten Bogen des schon welkenden Gewindes, das vielleicht schon Wochen den Eingang zierte. Hinter dem Haus lag ein kleiner Garten mit einer Laube unter den dunkeln Zweigen alter Fliederbäume.

Der Assessor ging an dem Anwesen vorüber — bei der Laube aber blieb er mit einem Ruck stehen. Eine gänzlich ungeschulte, aber warm und lieb klingende Stimme sang drinnen das Lied von den Tagen der Rosen.

„.... Ihr Fröhlichen singt, weil das Leben noch mait.
Noch ist die schöne, die blühende Zeit —
Noch sind die Tagen der Rosen ...."

„Hast recht!" antwortete drinnen in der Laube eine Männerstimme. „Nun krieg' ich auch einen Kuß! Und nun noch einen für unsern —"

„Pfui! willst du wohl!" schalt die Frauenstimme.

„Bin schon still! .... Die Wiege kann ich aber doch dann bezahlen?"

„Oder soll ich dafür ein paar Tage in der Stadt Hüte aufputzen?"

„Hat's nicht nötig! — Mir ist heimlich jeden Tag ein Zweigroschenstück in eine Schrankecke gerutscht. Da liegt nun eine Menge solcher blinder Schimmel. — Komm, wir wollen sie mal zählen, ob sie nicht schon langen!"

„Pscht! Da ist jemand!" wisperte die Frau.

Aber der Jemand weicht nicht, als auch die beiden aus der Laube treten. Er hebt sogar das Gesicht mit der ungesunden Blässe, mit den schmalen, verkniffenen Lippen und dem schwammigen Doppelkinn frei in die Höhe und schaut das junge, blauäugige Weib an, das nach kurzem überraschtem Zaudern ihm launig zunickt und dann am Arme ihres stämmigen Mannes ins Haus geht.—

Und der andere wendet sich langsam ab. Ihm tönt der schlichte Sang im Herzen nach. — Ja, die beiden im jungen Heim, mit den aufgesammelten Groschen im Schrankwinkel, gesammelt für trauten Zweck, die verlebten Rosentage!

Er ging heimwärts.

Als er durch die flüsternden, übersonnten Felder schritt, fand er eine dürre Aehre am Wege. Sie hatte keine Frucht gezeitigt, sie war hohl — der letzte Regen schien ihre Wurzeln unterwaschen und sie zu Fall gebracht zu haben.

Der Assessor nahm die dürre Aehre auf — und für einen Moment kam ihm der Einfall, daß ihm eigenes Leben eine Aehnlichkeit hätte mit dem elenden, einst hoffärtig dagestandenen Halme....

Die Urkultur.

Als das älteste uns bekannte Kulturvolk der Erde gelten die babylonischen Sumerier, welche die Keilschrift erfunden haben und deren als lebendige Sprache schon gegen Ende des vierten Jahrtausends vor Christus ausgestorbene Mundart uns durch die reiche Inschriftenhinterlassenschaft der nachher in Babylonien eingewanderten Semiten wohlbekannt ist.

Diese Semiten haben das Sumerische drei Jahrtausende lang bis fast um die Zeit von Christi Geburt in ähnlicher Weise beibehalten und gepflegt, wie es mit dem Lateinischen im Mittelalter geschehen ist. Obwohl die Sumerier, als sie im Semitentum aufgingen, schon eine alte, jedenfalls mehrtausendjährige Kulturepoche hinter sich hatten, so kennen wir von ihnen doch nicht viel mehr, als ihre Sprache, die als eine agglutinierende in ihrem Bau, wie man längst weiß, mit den Turksprachen Aehnlichkeit hat. Im übrigen waren alle Versuche, das Sumerische mit anderen bekannten Sprachstämmen in Verbindung zu bringen, vergeblich geblieben, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die Ausgrabungen und Entdeckungen im chinesischen Ost-Turkestan einsetzten.

Man fand dort in Manuskripten, die aus dem ersten nachchristlichen Jahrtausend stammten, nicht bloß Reste dreier bisher unbekannter arischer Sprachen, von denen eine das Tocharische bemerkenswerte Aehnlichkeiten mit den indoeuropäischen Idiomen, beispielsweise dem Lateinischen zeigt, sondern man entdeckte auch neben Ueberbleibseln einer großartigen alttürkischen Kultur eine alttürkische Sprache, die eng mit dem stark abgeschliffenen und überreich mit fremden Elementen durchsetzten Türkischen verwandt ist. Während die Versuche, das alte Sumerische mit der Mischsprache des heutigen Türkischen in Verbindung zu bringen, wenig Erfolg hatten, kann, wie Professor Hommel in einer Sitzung der Münchener orientalischen Gesellschaft darlegte, kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß das Sumerische und Alt-Türkische nahe verwandt sind. So überraschend das klingen mag, so sind doch die Beweise derart zwingend und schlössen derart jeden Zufall aus, daß der türkische Ursprung der ältesten und bekannten Menschheitskultur als feststehend gelten kann.

Guter Trost.

Zu dem witzigen Göttinger Schriftsteller Professor Lichtenberg kam im Jahre 1791 der einarmige Anton Otto, ein Zeichner von großer Begabung, um den berühmten Mann persönlich kennen zu lernen. Zwei körperlich verkümmerte, aber geniale Menschen standen sich gegenüber. Als Anton Otto zum Stift griff, um Lichtenbergs Bild zu entwerfen, deutete dieser auf seinen Höcker und sagte: „Nicht wahr, — meinen Körper hätte der schlechteste Zeichner im Dunkeln besser machen können und sicher manchen Teilen weniger Relief gegeben." Der einarmige Künstler entgegnete: „Kein Mensch ist ohne Fehler. Wir beide sind wahrhaftig noch nicht am schlechtesten weggekommen. Immer noch besser mit einem Buckel oder einem einzigen Arm, einem einzigen Fuß, als ohne Gehirn geboren zu sein."

— Feine Familie. — Gauner (zum Kollegen): Wer hat denn deinen Sohn neulich verteidigt?

„Der Justizrat Donnert natürlich, den ich immer hab' und meine Frau und mein Bruder .... der ist überhaupt unser Hausverteidiger!"

Späne.

Die liebste Nahrung der M... ten ist das Gehirn ihrer Artgen...sen.

Aus einem Gran Wahr... werden die größten aller Lügen ...reitet.

Je tiefer gefärbt ... Frucht ist, desto größer ist ihr Z... kergehalt.

Eine indische Frau d... den Namen ihres Ehemannes n... aussprechen.

Laß niemand zu tief ... deine Schuld g...raten, wenn ... Dank ernten willst.

Wenn wir kopflos hande... trägt oft das Herz, wenn herzl... oft der Kopf die Schuld.

Noch im 18. Jahrhundert w... es in Spanien Brauch, daß man ... den Kirchen Singvögel hielt.

Drei Grad Lufterwärmu... vermindert die Tragfähigkeit ein... Luftschiffes um ein Prozent.

Eine Somnambule hielt ei... 20pfündige Bibel 1½ Stunden la... mit gestrecktem Arm in die Höhe.

Beim Rizinusblatt kommen a... 1 Quadratmillimeter Fläche 403,2... Blattgrünkörner im sog. Pallisade... gewebe.

1877—1878 gingen in Indi... an Hunger und den daraus folgend... Krankheiten 5¼ Millionen Mensch... zugrunde.

In Melbourne gibt es so vi... Spatzen, daß man reifende Kirsch... und Weintrauben in Tüllsäckchen ve... wahren muß.

An einem offenen Paradiesgär... lein geht der Mensch gleichgültig vo... bei und wird erst traurig, wenn ... verschlossen ist.

Es gehört auch zum Leben, si... einer schweren Notwendigkeit unte... ziehen zu lernen und von der Hof... nung zu zehren.

Don Pedro, der letzte Kaiser vo... Brasilien, war ein hervorragende... Kenner des Hebräischen und der Rab... binischen Literatur.

Der berühmte Jurist Grotiu... verfaßte schon mit 9 Jahren latein... sche Gedichte und kam mit 11 Jahre... auf die Universität.

Neuerdings ist festgestellt wor... den, daß die Perlhühner mit d... Straußen näher verwandt sind a... mit den Haushühnern.

Die zweitürmige (allerding... aus Holz bestehende) Kathedrale vo... Guayaquil wurde fix und fertig au... Nordamerika importiert.

In China ist der Musikbetrie... staatlich so streng geregelt, daß in je... dem Monat nur bestimmte Skale... verwendet werden dürfen.

Von den zwölf Millione... Mark Blitzschäden in Deutschland ent... fallen auf das Land 95 bis 97 Pro... zent, auf die Städte der Rest.

Friedrich Wilhelm III. ver... kehrte nicht persönlich mit den Mini... stern. Als ihn Altenstein einma... grüßte, kannte er ihn gar nicht.

Auf der Zitadelle von Kairo ste... in der Nische einer Seitenmauer ... hoher Lehnstuhl. Auf ihn setzt ... Leute, die ihren 100. Geburt... feiern.

In der Asche des Aetna fi... sich vollkommen ausgebildete Augitkr... stalle von winziger Kleinheit, 0,01 ... Millimeter lang und 0,0025 Milli... meter breit.

Als das Donaudelta 1857 an... die Türkei fiel, lautete die erste Ver... ordnung des neuen Kaimakam: „Es... ist verboten, am Tage in den Stra... ßen von Sulima zu morden".

Der von den Engländern jeines... Reiches beraubte König von Audh ha... während seiner 30jährigen Internie... rung nie seinen Palast verlassen und... nie einen Europäer empfangen.

Konteradmiral z. D. Schlie... per hat auf einer Reise durchs Rot... Meer an einigen Stellen des Heiz... raumes in seinem Schiffe eine Hitze... von 90 Grad Celsius festgestellt.

Der Augsburger Matthias Schwarz ließ sich immer porträtieren, wenn die kleinste Veränderung mit ihm vorgegangen war; z. B. nach dem Haarschneiden oder dem Anlegen eines neuen Anzuges.

Es ist doch sonderbar, wie auch der vortrefflichste Mensch schlechte Eigenschaften haben muß, gleich einem stolz segelnden Schiffe, das Ballast braucht, um zu seiner guten Fahrt gehörig schwer zu sein.

Dort, wo der Weltgeist in stiller Größe waltet, immer neue Wunder schaffend, am Donner des schäumenden Wasserfalles oder beim Glanze jener leuchtenden Systeme, die über uns sich kreuzen, findet der wahre Mensch seine heiligsten Stunden.